

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 144. Bromberg, den 26. Juni 1935

Der Gemsjäger vom Bernina-Paß.

Roman von O. v. Hanstein.

(17. Fortsetzung.) —— (Nachdruck verboten.)

Josepha drückte Sonja gerührt die Hand. „Haben Sie denn das Vertrauen, mir dös kostbare Bild zu geben?“

„Aber Fräulein Josepha, wir haben Sie doch alle lieb.“

„Wenn es mir aber gestohlen wird?“

„Ach, Unsinn. Sie dürfen natürlich niemand etwas davon sagen, daß Sie ein so kostbares Stück bei sich tragen.“

„Und die Zollbeamten?“

„Werden Ihren Koffer gar nicht viel durchsuchen. Ich packe es Ihnen schon gut ein. Aber Sie müßten noch heute fahren. Am besten, Sie bitten gleich jetzt den Braumeister um Urlaub.“

„Wie gut sie zu mir sind!“ Sie küßte die Russin, und dieser schlug innerlich das böse Gewissen.

Behäbig stand der Herr Braumeister Schindhammer mitten auf dem Hof und ließ seine Feldherrnblicke in alle Winkel gleiten. Die Sirene zum Arbeitsbeginn hatte noch nicht gepfiffen, jetzt sah er Josepha herankommen und runzelte unwillkürlich die Stirn, dann aber, während sie sprach, umspielte seinen Mund ein eigentümliches Lächeln, das das junge Mädchen wiederum nicht verstand.

„Was wollen S'? An Urlaub wollen S'? Auf acht Täg wollen S' über Weihnachten heim? — Von mir aus, i hätt nix dagegen. Haben wohl Heimweh?“

„Dös hätt i schon, aber net wahr, wann ich wiederkomm, stellen S' mich a wieder ein?“

„Wann S' zurückkommen, können S' wieder anfangen.“

„I dank auch schön.“

„Reisen S' mi Gott!“

Josepha freute sich, daß der gestrenge Herr Braumeister so gut gelaunt war, und ahnte nicht, daß sie selbst diese gute Laune verursacht hatte.

„Dös ist a Gaudi!“ Er lachte noch immer vor sich hin, während er langsam zur Mälzerei hinüberschritt.

Josepha war schon um acht Uhr wieder daheim. Es kam ihr alles ganz sonderbar vor, denn bei Tageslicht hatte sie die Zirkelschmiedsgasse an einem Werktag noch nicht gesehen.

Frau Sonja war von einer fast zärtlichen Fürsorge. „Ist der Urlaub bewilligt?“

„Alles in Ordnung.“

„Sie fahren 11.40 Uhr vom Hauptbahnhof nach Lindau, dann sind Sie 21.20 Uhr in Lindau, haben zehn Minuten später den Dampfer nach Rorschach, sind um 22.40 Uhr in Rorschach und gehen dort zum Schlafen in das Hotel Rösli. Am Morgen brauchen Sie dann nur nach dem Herrn Waldemar Bergmann zu fragen, ihm das Paket zu geben, und dann haben Sie Ihr Geld verdient. Wenn er Ihnen eine Antwort für uns gibt, bringen Sie diese auf der Rückreise wieder mit.“

„Waldemar Bergmann? Ich denk, der Herr ist an Russe?“

„Ist er auch, aber ein Flüchtling wie wir. War einmal sehr reich, und in der Schweiz hat er Furcht. Sie wissen, die Vornehmen werden in Rußland verfolgt, da hat er lieber einen deutschen Namen angenommen. Hier ist auch der Brief, den Sie ihm geben sollen. Lesen Si ihn nur!“

„Lieber Herr Bergmann!

Anbei das Heiligenbild und recht herzliche Weihnachtsgrüße. Bitte, schreiben Sie uns zurück, wie es Ihnen geht. Die Brüder lassen grüßen.

S. und S. M.

Schnell half Frau Sonja den Koffer packen, und das Bild wurde in einen Karton zwischen Weihnachtspfefferkuchen und ganz zu unterst gelegt.

Dann schrieb Josepha schnell noch ein Briefchen, legte es in eine schon am Vorabend fertig gepackte kleine Kiste, vernagelte diese und adressierte:

„Herrn Xaver Kernbacher. Im Untersuchungsgefängnis. Bitte am Weihnachtsabend auszuhändigen.“

Ihr war ordentlich leicht zumute, weil sie nun noch etwas für Xaver tun konnte.

„Also, frohes Fest, Frau Sonja, und nochmals vielen Dank für Ihr Vertrauen. In acht Täg bin i wieder zurück. Jetzt will ich nur noch schnell zur Post, und dann ist's, glaub i, Zeit zur Bahn.“

Kriminalrat Heidmüller, der Chef der politischen Abteilung im Polizeipräsidium, saß in seinem Bureau, und vor ihm stand Kommissar Wendeborn.

Er berichtete: „Ich habe bestimmte Gründe, anzunehmen, daß die hiesige radikale Gruppe von Rußland auf dem Wege über die Schweiz mit Geld unterstützt werden soll.“

„Selbstverständlich ist das dort keine Sekte, aber bisher war eine Überführung nicht möglich.“

„Gibt es nichts Neues in der Zirkelschmiedsgasse?“

„Was ist der Sascha Mischkin für ein Mensch?“

„Auch nicht zu überführen, ist vor einem Jahr aus Berlin zugezogen.“

„Genau überwachen. Wohnt noch jemand bei ihm?“

„Außer seiner Frau ein junges Mädchen aus der Schweiz. Herr Rat kennen ja die Untersuchungsaffäre gegen den Mörder aus Pontresina. Dessen Braut ist es.“

Der Kriminalrat nickte. „Wohnt bei Mischkin? Aus der Schweiz? — Braut eines Verbrechers? — Jedenfalls genau beobachten.“

„Geschieht schon lange, Herr Rat.“

Ein Wachtmeister trat ein. „Meldung, Herr Kommissar. Die Josepha Collina, die bei dem Russen Mischkin in der Zirkelschmiedsgasse wohnt, ist mit einem Koffer zur Bahn. Wachtmeister Grollhüber ist in Zivil hinter ihr her.“

„Nicht aus den Augen lassen.“

*

Von diesem Gespräch hatte Josepha natürlich keine Ahnung. Sie brachte die Kiste zur Post, ging zum Bahnhof, löste die Fahrkarte und setzte sich in den Zug. Sie war jetzt mit sich selbst viel zu sehr beschäftigt, um auf ihre Mitreisenden zu achten. Der Weihnachtsverkehr hatte noch nicht eingesetzt, und zunächst saß nur ein einzelner Herr mit ihr in demselben Abteil, der sich aber gar nicht um sie kümmerte und eifrig in seine Zeitung vertieft war.

Pünktlich kam der Zug in Lindau an. Josepha eilte mit ihrem Köfferchen zum Dampfschiff, das schon fahrbereit im Hafen lag.

Schnell wurde der Paß revidiert, dann stieg sie an Deck. Auch jetzt achtete sie nicht darauf, daß der Herr, der von München aus mit ihr in demselben Abteil gesessen, nun auch mit auf das Schiff stieg. Wie sollte es ihr auffallen? Es gab doch mehr Menschen, die von München in die Schweiz reisten. Übrigens, er schien die Fahrt öfter zu machen, denn er begann bald ein Gespräch mit dem Schweizer Zollkontrolleur und dem Polizeibeamten des Schiffes.

12.

Der eine Besuch, den Josepha im Gefängnis hatte machen dürfen, wirkte auf den gefangenen Xaver ganz anders, als sie geglaubt. Stumpf und gleichgültig war er geworden in den langen Wochen. Dumpf verzweifelt. Fest davon überzeugt, daß er dem Schicksal, das nun einmal seine Hand auf ihn gelegt, nicht entrinnen könnte.

Weihnachten kam! Weihnachtsheiligabend! Der schwerste Tag des ganzen Jahres für alle die Unglücklichen, die büßen müssen für Vergehen an der menschlichen Gesellschaft, für alle die, deren Urteil noch nicht gesprochen und die dennoch gefangen sind. Ein Tag, an dem in dem vertiertesten Mordgesellen eine weiche Erinnerung aufkeimt an die Tage der Kindheit.

Dunkle Glockentöne durchhallten das große Gefängnisgebäude Am Nachmittag, zu ungewohnter Stunde, öffnete der Schließer und rief hinein: „Fertigmachen zur Kirche!"

Xaver stand auf und starrte ihn an. Warum das? Warum wieder dieses Aufrütteln? Was ging ihn Weihnachten an? Was sollte er, den Gott selbst verlassen hatte, in der Kirche?

„Muß ich?"

„Es ist Befehl."

Abermals öffnete sich die Zelle. Das Nummernschild der Vorschrift nach auf der Brust, trat er heraus. Überall waren die Zellentüren geöffnet, überall traten gleich ihm Männer auf den Korridor und gingen mit langsamen Schritten, immer zwanzig Meter hintereinander, durch die Gänge, die Treppe hinab, über den Hof, auf dem sie alltäglich im Kreise umhergehen mußten, um eine Stunde Luft zu schöpfen.

Laut und hell klangen die Glocken. In der Mitte des großen Gebäudekomplexes erhob sich die Kirche. Welch ein trauriger Bau! Wie ein gewaltiges Amphitheater waren die Sitzreihen, immer eine über der anderen, angeordnet, und rechts und links von jedem Gefangenen erhob sich eine hölzerne Scheidewand, die die ganze Kirche in hunderte von kleinen Abteilungen abgrenzte. In jeder derselben ein Häftling. Keiner konnte den anderen sehen, höchstens den Haarschopf des unter ihm sitzenden, jeder aber hatte den Ausblick zu dem Altar.

Dort stand heute ein gewaltiger Weihnachtsbaum, dessen Zweige im Glanz heller Lichter erstrahlten, von dem goldenes und silbernes Lametta herabwallte. Laut und weihevoll spielte die Orgel, während der traurige Zug der Gefangenen seine Plätze aufsuchte. Unten am Altar, unter dem hohen Weihnachtsbaum, stand der Pfarrer mit seinen Ministranten.

Unterdrücktes Schluchzen drang aus den Reihen der Unsichtbaren, die sich vergebens gegen die Erinnerung wehrten. Aber ein fremder, ein finsterer Blick war in dem Bilde dieser Kirche. Neben dem Altar, zu beiden Seiten desselben, standen Soldaten mit scharf geladenen Gewehren, und unablässig glitten die Augen des wachthabenden Inspektors, der von seinem Standort aus den ganzen Raum zu überblicken vermochte, durch die Reihen. Beim Ausbruch einer Meuterei wäre in demselben Augenblick die Gewalt in seiner Hand.

Langsam verklang die Orgel, und der Pfarrer las die heilige Weihnachtsmesse. Wenn die Ministranten die Glocke rührten, sanken die Unglücklichen in ihre Knie. Von der Höhe ertönte ein Chorgesang, die Beter sangen die Responsorien. Erst ganz leise, zögernd, fast widerwillig, dann aber, als der Geistliche auch für sie das Allerheiligste in die Höhe hob und ihnen zeigte, als er dann nach der Messe zu ihnen sprach, mit gütigen, zu Herzen gehenden Worten, da löste sich auch in vielen dieser verbitterten Menschen ein Bann, und immer lauter erklangen schluchzende Laute aus allen Reihen.

Der feierliche Gottesdienst war zu Ende. Mit gesenkten Köpfen, viele mit tränenüberströmten Gesichtern, nur wenige auch jetzt noch in verbissenem Groll, in harter Ablehnung jedes Gotteswortes, kehrten die Sträflinge in ihre Zellen zurück.

Heute war Weihnachten! Heute gab es besseres Essen. Für jeden einen Weihnachtsteller mit Pfefferkuchen, mit Äpfeln und Nüssen. Ein paar Zigaretten und kleine Liebesgaben, die während des Winters gesammelt waren, wurden jetzt verteilt. Auch Geschenke der Angehörigen, die von der Verwaltung nicht beanstandet wurden, hatte man mit Briefen, die etwa gekommen und natürlich gelesen waren, in die Zellen gelegt.

Mit tief gesenktem Haupt betrat Xaver wieder den kleinen Raum. Auf dem Tisch — neben dem Weihnachtsteller — stand eine kleine, viereckige Kiste.

Er hatte an diesem Tage immer an Josepha gedacht, gehofft, die Tür möchte sich öffnen und sie eintreten — nun — er wußte, wer an ihn gedacht hatte.

Xaver nahm den Deckel des Kistchens ab: Ein ganz kleiner Weihnachtsbaum stand in derselben. Ein winziges Bäumchen, aber es war richtig mit Lametta geputzt und trug ganz kleine Lichtchen.

Mit Tränen, die er nicht zu unterdrücken vermochte, hob Xaver das Bäumchen heraus. Kleine Tannenzweige und Zapfen, ein paar Stauden blühender Erika, ein Bündel junger Weidenkätzchen, Äpfel, Nüsse, ein paar bescheidene Leckerbissen, Wurst, Speck, ein Pfeife und ein Päckchen Tabak.

Er hätte jedes dieser kleinen Geschenke küssen mögen! Und dann war ein Brief:

„Mein Xaverl! Mußt net den Mut verlieren! I bin ja immer in Deiner Nähe! Jetzt weiß i vom Vater, daß Dein Mutterl wieder daheim ist. I hab mir beim Brauer Urlaub erbeten und bin auf acht Tag in der Heimat. Will Deine Mutter aufsuchen, will alles tun, damit Deine Unschuld hell wird. Net weinen! Hoffen muß und glauben, daß Gott uns hilft. I bin bald wieder da! Mußt immer denken, daß i fest an Di glaube, daß i immer an Di denk, Tage und Nächte, und daß i Dir treu bin bis zum Tode.

Dein Sepherl."

Als der Schließer etwas später kam, um dem Xaver das Weihnachtsessen, aus einem tüchtigen Stück Braten mit Kartoffeln und einer Maß Bier bestehend, auf den Tisch zu stellen — da brannten die Lichter des kleinen Bäumchens — der gutmütige Schließer hatte ihm ja auch ein paar Zündhölzer dazugelegt, und der Xaver saß davor, hatte den zerknitterten Brief in der Hand, starrte die Lichter an, als seien es kleine, helle, wundersame Sterne, die plötzlich in der Nacht seiner Verzweiflung aufgegangen waren, und die hellen Tränen flossen aus seinen Augen.

•

Josepha hatte in Lindau den Dampfer also glücklich erreicht. Es war eine mondhelle Nacht, und als sie nun langsam über den Bodensee dahinglitt, überkam sie ein frohes, ein heimatliches Gefühl.

Dann aber stieg wieder Angst in ihr auf. Der Zollkontrolleur kam auf seinem Gange über das Schiff auch zu ihr. Sie war trotz der Winternacht an Deck geblieben.

Nun war sie voller Besorgnis, nicht ihretwegen, aber wenn der Mann das kostbare Bild fand? Wenn sie es etwa verzollen mußte? Sie hatte ja nur das Reisegeld! Der Zollbeamte war nicht allein, sondern, anscheinend im Gespräch, war wieder der Fremde, der auf der ganzen Reise mit ihr gefahren, an seiner Seite.

„Haben Sie etwas zu verzollen?"

„I glaub net." Sie hatte das Gefühl, daß ihre Stimme vor Angst bebte.

„Haben Sie noch mehr Gepäck?"

„Nein."

„Öffnen Sie den Koffer."

Ganz flüchtig wühlte der Beamte in der Wäsche. „Es ist gut." Er machte das Zeichen mit Kreide auf den Koffer und ging gleichgültig weiter.

Der Dampfer legte in Rorschach an, die meisten Reisenden stürzten sich auf den bereitstehenden Zug; Josepha ging mit ihrem Koffer in das Hotel „Rösli", nachdem sie den Bahnportier gefragt hatte, wo dieses lag.

„Kann ich ein billiges Nachtlager haben?"

Dann war sie in einem kleinen Dachstübchen ganz oben und schloß sorgsam hinter sich ab. Wenn sie nur erst das Bild los war und den Brief! Jetzt, ganz zuletzt, war ihr dieser Fremde unheimlich geworden, der immer in ihrer Nähe war. Sie glaubte ihn auch im Hotel gesehen zu haben. Josepha hatte allerhand dunkle Räubergeschichten von internationalen Dieben gelesen. Unsinn! Der Zollbeamte hatte sogar das Bild nicht gesehen! Wie sollte ein Dieb, selbst, wenn der Mann einer wäre, ahnen, daß sie, das einfache Mädel, in ihrem Koffer solchen Schatz hatte!

Endlich schlief sie ein, und als sie am Morgen erwachte, war es schon wieder heller Tag.

(Fortsetzung folgt.)

Der Sonnenkönig.

Eine heitere Erzählung von A. v. Auerswald.

Die ganze Museumsverwaltung lachte. Ja — das tat sie, so sonderbar es klingt. Es fing an mit dem Herrn Generaldirektor, der erst unmutig auf den Tisch geschlagen und gesagt hatte: „Da hört denn doch alles auf!" — gleich darauf aber in ein großes Gelächter ausbrach.

Woraum handelte es sich? Eine kleine Angestellte des Museums, die für fünfstündige Arbeitsleistung eine bescheidene Entschädigung erhielt, hatte ein Gesuch an den Herrn Generaldirektor eingereicht mit der Bitte, ihr in Ansehung ihres geringen Gehaltes unentgeltlich den Abguß des Tut-anch-Amon aus der ägyptischen Abteilung zukommen zu lassen.

Als sie an dem Morgen nach diesem Verwaltungsgelächter fröhlichen Sinnes in das Museum kam und durch die ägyptische Abteilung schritt, hielt wie allwöchentlich gerade der Assistent Dr. Laubner einen seiner vielbesuchten Vorträge. Die ganze Jungmädchenwelt drängte sich zu diesen Vorträgen. Lotte Schröder kannte dies Bild schon. Jedesmal von neuem gab es ihr einen schmerzlichen Ruck, wenn sie all diese eleganten, schönen Mädchen mit verehrungsvollen Blicken an dem jungen Assistenten hängen sah. Das war eine Welt, in die sie nicht gehörte, in die aber Dr. Laubner gehörte. Und darum sah er sie auch gar nicht, wenn sie vorüberging. Sie hatte sich deshalb angewöhnt, etwas steif, mit hochgehobenem Kopf, ohne nach rechts oder links zu schauen, an ihm und den Zuhörerinnen vorüberzueilen. Diesmal aber mußte sie wohl einen sechsten Sinn haben, sie hörte auf einmal, was er sagte.

„Und nun wenden wir uns dem Meisterwerk ägyptischer Bildungskunst zu, dem Kopf des Sonnenkönigs Tut-anch-Amon."

Unwillkürlich blickte sie auf und sah in zwei spitzbübische, fröhliche, spottende Augen. Eine dunkle Blutwelle schoß ihr in Gesicht und Stirn. Ihre ganze Fröhlichkeit war wie weggeblasen. Sie wußte auf einmal genau, was geschehen war, und begriff, daß sie eine schreckliche Dummheit begangen hatte. Sie alle kannten ihre Bitte, und alle amüsierten sich darüber, wie dieser Dr. Laubner.

Richtig, auf ihrem Arbeitstisch lag schon ein Schreiben des Generaldirektoriums, in dem die „unangebrachte und unberechtigte Bitte" kühl abgelehnt wurde. Bald nachdem sie sich an ihre Arbeit gesetzt hatte, steckte der Diener den Kopf herein.

Er grinste über das ganze Gesicht: „Der Herr Kustos läßt bitten."

Der Kustos, der sich wirklich geärgert hatte, weil er ihr unmittelbarer Vorgesetzter war und sich verantwortlich für sie fühlte, empfing sie sehr ungnädig. Er verbitte sich solche Albernheiten. Lotte Schröder wurde von solchem Mitleid mit sich selbst ergriffen, daß sie in Tränen ausbrach. Es war doch nichts Böses gewesen, was sie getan hatte.

In dem Augenblick, als sie die Tür erreichte, öffnete sich diese, und herein trat Dr. Laubner. Sie wandte den Kopf zur Seite, merkte nur, daß er die Tür offenhielt, und ging stumm hinaus.

„So streng, Herr Professor?" fragte Dr. Laubner, halb bedauernd.

„Sagen Sie lieber, so nah ans Wasser gebaut", brummte der, nahm ärgerlich seinen Hut und verschwand, den gemeinsamen Arbeitsraum dem jüngeren Kollegen überlassend.

Dieser war ein gutherziger Mensch, und ihn begann das Verfahren gegen die kleine Bittstellerin zu kränken. Man hätte über die Sache lachen sollen, und damit wäre es abgetan gewesen. Strenges Gericht zu halten, war doch lächerlich. Ein verdrehter Wunsch übrigens von dem Mädel. Was für ein Menschenkind steckte eigentlich hinter dieser ganzen Sache? Pfeifend ging er an den Aktenschrank und fand nach einigem Suchen einen Aktendeckel, mit Charlotte Schröder bezeichnet. Er nahm ihn an seinen Schreibtisch und begann zu lesen. Die ersten Blätter waren Bewerbung und selbstgeschriebener Lebenslauf. Schon bei der Bewerbung stutzte er.

Irgend etwas in diesen wenigen einfachen Worten packte ihn. Solch ein schlichtes, bescheidenes Leben, in dem doch irgendwie ein hellerer Funke glänzte. Diese Sehnsucht nach dem Kopf des Sonnenkönigs! Übrigens — was war ihm doch vorhin aufgefallen: geboren dann und dann! Halt — da hatte sie ja morgen Geburtstag. Was für ein Kindskopf! Hatte sich mit dem Kopf wohl ein Geburtstagsgeschenk machen wollen. Er war doch heute auch ungezogen gewesen! Was hatte das kleine Mädel mit seiner dummen Bitte denn ihm getan?

Ein Weilchen saß er nachdenklich und schweigend vor dem aufgeschlagenen Aktenstück. Dann erhellte ein freundliches Lächeln seine Züge.

*

Da Sonnabend war, hatte Lotte am Nachmittag frei. Und da am nächsten Tag ihr Geburtstag war, so paßte ihr das herrlich. Als sie aus dem Museum fortging, war noch viel Trotz und Ärger in ihr. Dann aber ging sie entschlossen in eine Papierhandlung, kaufte eine Postkarte von dem Kopf des Sonnenkönigs. Zu Hause stellte sie die Postkarte auf den Platz, den sie schon für die ersehnte Büste freigemacht hatte, und sagte: „So! Nun habe ich ihn doch!"

Dann begann sie ihre kleinen Feiertagsvorbereitungen. Mit ihrer Wohnung hatte sie Glück gehabt. Bei einer mütterlich um sie besorgten Witwe hatte sie ein Schlafkämmerchen und ein Wohnstübchen inne, und dieser Reichtum erfreute sie immer aufs neue.

An ihrem Geburtstag schlief sie unbekümmert bis tief in den hellen, sonnigen Morgen hinein, um dann behaglich zu frühstücken. Auf dem runden Tisch im Wohnzimmer standen Blumen und ein prächtiger Napfkuchen, Denn an diesem Tage pflegte ihre Wirtin mit ihr Kaffee zu trinken. Eben kam sie mit der bauchigen Kaffeekanne und freundlichem Glückwunschgesicht, als es draußen klingelte. Lotte hörte Stimmen im Flur und längeres Verhandeln. Dann kam die gute Alte mit verstimmter Miene zurück. „Fräulein Lotte, ein Herr will Sie sprechen."

„Mich? Das ist wohl ein Irrtum!"

Die Frau sah sie ein bißchen scharf an und meinte: „Er sagt, er kenne Sie. Ein Dr. Laubner."

„Ach, vom Museum", sagte Lotte Schröder und wurde ganz blaß.

Sie dachte an Kündigung, sie dachte, wie seltsam es sei, daß gerade er sie ihr bringen sollte. Ihre Hände zitterten. Da trat Dr. Laubner schon ein. Nein — zu kündigen kam er nicht — er kam mit gefüllten Händen. In dem einen Arm trug er die ersehnte kostbare Büste, feingetönt, edelfremd, mit dem zugleich kühl und sehnsüchtig ins Weite gerichteten Blick, in der freien Hand aber trug er einen lieben, bunten, herzhaften Strauß. Er lachte über das ganze Gesicht, das sie viel, viel besser kannte, als er ahnte.

„Ich komme vom Museum", sagte er, „und möchte zugleich selbst meinen herzlichsten Glückwunsch darbringen."

Sie sah ihn mit ganz dunklen, fragenden Augen an. „Der Kopf ist doch nicht vom Museum?" fragte sie leise.

Er lachte hell. „Er kommt aus der Gipsformerei der Staatlichen Museen, und ich bin auch vom Museum, also ist er es im doppelten Sinne. Darum, liebes Fräulein Schröder, sehen Sie mich nicht so streng an. Lassen Sie mich privat sühnen, was die Verwaltung gesündigt hat."

Er streckte ihr, nachdem er die Büste sorgfältig hingesetzt und die Blumen daneben gelegt hatte, beide Hände hin. Ihr war es noch immer wie im Traum.

„Wie wunderhübsch Sie wohnen, Fräulein Schröder", sagte die liebe junge Stimme. „Das ist ein Stübchen, in das ich mir meine Mutter denken könnte. Oh, und dieser Duft nach Kaffee und Kuchen! Da wird einem armen Junggesellen ja ganz anders zu Mut."

Lotte begann zu lachen. „Wir haben noch gar nicht gefrühstückt. Wenn Sie mithalten wollen, eine dritte Tasse wird sich schon noch finden."

„Ist schon da", sagte die Wirtin trocken und kam mit einem Gedeck herein.

„Wir essen früh und machen dann einen Ausflug nach Potsdam."

Er sagte still: „Sehen Sie doch einmal an, wie fein sich da ein junges Leben einrichtet."

„Herr Doktor", sagte die Witwe, „Kaffee und Kuchen haben Ihnen zu meiner Freude geschmeckt. Am Ende müssen Sie immer in Restaurants essen? Vielleicht schmeckt Ihnen da heute auch unser Huhn mit Reis?"

Er sagte, und seine Augen lachten: „Und dann mache ich den Ausflug mit."

Die Wirtin ging nun ab und zu, und die beiden plauderten miteinander. Als sie an dem Schreibtisch beieinander standen, kam die Wirtin herein, um das Frühstück abzuräumen, und blieb verwundert stehen.

„I du mein, Herr Doktor", sagte sie, „Sie haben von der Seite ja ganz denselben Kopf wie der alte König Tutchamon oder wie er heißt."

Laubner sah auf und sah, wie Lotte Schröders Gesicht sich tief und immer tiefer mit einer Blutwelle färbte. Da wandte er sich um und legte der Büste die Hand auf den edlen Kopf.

„Du Sonnenkönig", sagte er, und es klang wie ein leiser Jubel in seiner Stimme, „was du wohl noch alles vorhast!"

Bedrängnis.

Ein eleganter Wagen fuhr die holprige Straße hinan und hielt vor dem runden Gutstor inmitten des Dorfes. Ein vornehmer Reisender entstieg dem Gefährt, glättete den langen Reisemantel und atmete tief auf. Musternd flogen seine Augen über die Weinspaliere des langgestreckten Wirtschaftsgebäudes und begrüßten liebevoll die Frühlingsblumen der kleinen Vorgärten. Dann schritt er durchs Tor und betrat den großen Gutshof. Ehrerbietig zog der Verwalter den Hut. Der Fremde strich zwei kleinen Blondköpfen, den Kindern des Mannes, über den Scheitel und fragte dann: „Sind die Herrschaften zu sprechen?"

„Jawohl, auch die Gäste sind bereits im Saal versammelt und erwarten Euer Hochwohlgeboren."

Der Blick des Fremden streifte die schnatternden Gänsescharen und die in der Frühlingssonne sich putzenden Enten, dann blieb sein Auge an zwei stattlichen Linden rechts und links der Steinbrücke haften, die über den breiten, das Schloß umgebenden Wassergraben führte.

Alles schien ihm altvertraut. Das Schloß mit seinen dreifach übereinanderliegenden mit Türmchen gezierten Dachgeschossen. Die linker Hand angebaute Kapelle und das grüne Meer des herrlichen Parkes. —

Nie hatte man solche Augen gesehen. Groß, dunkel, von strahlendem Glanz, zwangen sie jeden in ihren Bann. Die „Attrativa", die Anziehungskraft, ein Wort, mit dem er selbst derartige Menschen gekennzeichnet hatte, sprach in höchster Vollkommenheit aus seinem eigenen Blicke und dem appolonisch schön geschnittenen Gesicht. Nun betrat der Fremde, über die Brücke und einen Vorplatz schreitend, einen zweiten, höher gelegenen Hof.

Aus dem Saale tönte frohes Lachen. Da sank ihm plötzlich das Haupt. Das Auge erlosch. Der Zauber verschwand. Zerrissenheit schien sein Herz zu bedrängen, Ahnung einer beginnenden inneren Entscheidung. Wehmutsvollen Herzens glitt jetzt sein Blick noch einmal zurück und nach dem Parke hinüber, dann betrat er das Schloß. Da stand an vertrauter Stelle der Schreibtisch, den er der Freundin selbst gezimmert hatte. Er entsann sich noch genau aller Gefühle der Freude, die einst die Entstehung dieses kleinen Werkes begleiteten.

Sehnsuchtsvollen Auges hatte ihn die Frau des Hauses immer und immer wieder gesucht. Er war den Blicken zum erstenmal ausgewichen. Jetzt im sinkenden Frühlingsabend stahl er sich aus dem großen Kreise fröhlicher Menschen, durchschritt wieder den Hof, einen Gang und betrat über eine zweite, hölzerne Brücke den Park. Da lag es im Zauber des scheidenden Tages! Sein Werk, das er geschaffen hatte. Heimelig, tief im Grün — das Theater!

Hier waren seine Jugendwerke lebendig geworden. Hier hatte er vor der entzückten Freundin selbst seinen Gestalten Leben geben dürfen. Hier erlebte er die Wonnen der Begeisterungsfähigkeit, die dichterisches Schaffen in die Menschenherzen zu zwingen vermag. Hier war er an der großen Seele eines Weibes gewachsen, das ihn tief verstand.

Und doch — eine Beengung quälte ihn. War sein Innerstes nicht zum Bersten voll mit Neuem, Größerem? — Italien! Die Antike! Warum zog es ihn zu neuen, freieren Ufern?

Schwer schlug ihm das Herz. Liebevoll glitt seine Hand über glatte Stämme, Bäume, die er selbst gepflanzt hatte. Er liebte jedes Blatt, er kannte jeden Zweig. Warum trieb es ihn trotzdem so gewaltsam fort aus diesem Idyll, aus den funkelnden Lichtern des lebendigen deutschen Waldes in das starre Immergrün des Südens? Waren es die Gestalten seiner Dichtungen, die ihn umwogten, ihm das Herz ausbrannten? War die Läuterung nur dort zu finden?

Ja, das war es wohl! Frei mußte er werden. Frei von Gewesenem. Sollte er die Ketten einer Leidenschaft lösen, die ihm den freien Blick zu trüben begann? Aber — er liebte ja noch immer!

Tief im Park, im Häuschen am Weiher, dessen dorische Säulen seiner tiefen Sehnsucht nach höherer Vollendung erneut Raum gaben, ließ er sich sinnend nieder. Da rauschte es im Gebüsch, und vor ihm stand die Frau, die einem großen Teile seines bisherigen Leben Inhalt gegeben hatte.

„Sie sind heute seltsam erregt. Sagen Sie mir offen, was Sie bedrängt. Ich will Ihnen helfen."

„Teuerste, geliebteste Freundin, was mich erfüllt, kann ich Ihnen nicht sagen. Sehen Sie meine Bedrängnis und — fragen Sie nicht!"

Schweigend gingen beide zurück zum Schloß.

Goethe hatte innere Umschau gehalten. Der Gedanke einer Lösung der Beziehungen — später oft wieder verworfen, aber dann doch zur Tat wachsend — war heute wieder mit aller Pein über ihn gekommen.

So geschah es an einem Frühlingstage auf dem Herrensitze der Familie von Stein, in Großkochberg.



Bunte Chronik



Im Kampf gegen die Kohlfliege.

In den Strünken und Wurzeln unserer meisten Kohlarten finden sich nicht selten die Larven eines verbreiteten Schädlings, der Kohlfliege, die an dem nahrhaften Gemüse häufig erheblichen Schaden anrichten. In dem durch seine ausgedehnten Kohlfelder bekannten Gebiet von Nauen tritt das zu der Familie der Blumenfliegen gehörende Kerbtier in zwei Arten auf, und zwar die eine auf Mineral- und Moorboden, eine andere ausschließlich auf Moorboden. Eine nachdrückliche Bekämpfung der Schädlinge hat sich bislang als ziemlich wirkungslos erwiesen, denn weder kennen wir entsprechende Kulturmaßnahmen noch natürliche Feinde der Kohlfliege, denen sie nicht gewachsen ist. Wie Versuche der Biologischen Reichsanstalt für Land- und Forstwirtschaft, die auf der Zweigstelle Aschersleben durchgeführt wurden, gezeigt haben, scheint die Begießung des mit Kohl bepflanzten Bodens mit einer 0,06 prozentigen Sublimatlösung bislang die besten Erfolge gezeigt zu haben. Man geht dabei am zweckmäßigsten in der Weise vor, daß man die Lösung aus auf dem Rücken getragenen Behältern durch zwei Schläuche an den unteren Teil der Pflanzen heranbringt, und zwar am vorteilhaftesten dann, wenn man zuvor die Pflanzen auf das Vorhandensein von Eiern des Schädlings geprüft hat.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.